

# Die Steinhauer Marie : Erzählung

Autor(en): **Bührer, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **202 (1923)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374664>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Die Steinhauer Marie.

Erzählung von Jakob Bührer.

Hubachers brachten auf dem Spizacker Heu ein. Marti hob es in schweren Schochen auf den bereits hochgetürmten Wagen, auf dem es Foggi, der Stierbub, verstaute. Melchior, Agathe und Züsi zogen das dürre Gras in Schwaden, und hinter allen her rechte die Steinhauer Marie das letzte Hälmlein von den Stoppeln. Ein leicht gewellter grauer Haarbüschel hing ihr unter dem roten Kopftuch hervor in die kupferfarbige Stirne, aus der eine starke, scharf gebogene Nase hervorsprang. Aus der linken Ecke des dünnlippigen, schief gezogenen Mundes hing eine von zwei ziemlich vereinsamen Eckzähnen gehaltene, s-förmige Pfeife, aus deren Silberdeckel über dem brandschwarzen Kopf manchmal ein blaues Räuchlein aufstieg.

Die grauen Augen der Alten liefen unablässig über ihr Werkzeug auf die Wiese, zum Heuwagen, zu den Pferden, zu jedem Heuer und wieder zurück.

„Mehr hüst, Foggi, mehr hüst; du lädst ja alles hott!“

Fast ohne aufzusehen rief es die Alte. Der Bub auf dem Wagen wischte sich mit dem Hemdärmel den Schweiß vom Gesicht und murmelte etwas, das eine Verwünschung sein konnte. Marti trat an die Pferde und führte sie ein paar Schritte vorwärts. Dabei rückte er den Schatthut in den Nacken und sah über das Land hinaus. Gleich unter dem Spizacker senkte sich der Boden einem Vacheinschnitt zu, der mit Hochwald bestanden war. Ueber die Baumspitzen hinweg sah man nichts als Himmel und weiße Wolken. Dem Walbrand nach ging ein schmales Weglein, auf dem eben ein Briefträger im blauen Rock heraufstieg.

Einen Augenblick blieb Marti stehen. Da hörte er hinter sich die Mutter leise husten. Mechanisch wandte er sich wieder der Arbeit zu. Morgens drei Uhr hatten er und die andern sie aufgenommen, spät nach Sonnenuntergang würde sie beendet sein. So lange standen sie alle unter dem Banne der grauen Augen der Mutter. Also hü! Und er hob wieder ohne Eile, aber in dem sichern und ausgiebigen Tempo der ausdauernden Feldarbeit, Gabel um Gabel auf den Wagen.

Die Steinhauer Marie klopfte ihre Pfeife an den Rechenstiel. Was war jetzt wieder passiert? Welches der Geschwister hatte die Arbeit vernachlässigt? Wenn die Alte hustete oder mit der Pfeife redete, so galt das immer einem ihrer Kinder; nie hätte sie vor den Dienstboten sich direkt an sie gewandt. Richtig, der Melchior stand, den Rechen gegen die Brust gestützt und sah nach dem Walde. Selbst das Pfeisengeklopf brachte ihn diesmal nicht aus der Ruhe: „Da kommt der Postli; was bringt denn der?“

Außer den paar Mahnungen, die die Alte dem Foggi oder dem Züsi zugerufen hatte, war das das erste laute Wort, das unter den Heuenden seit Stunden gehört worden war. Alle hoben den Kopf. „Ah pa, wieder so ein Schwindel-



papierchen von einer Mistfabrik!“ machte die Alte und warf anspornend den Rechen aus. Aber diesmal gehorchte keiner. Denn der blaue Briefträger, der, als er die Anhöhe erreicht, seine Schritte beschleunigt hatte, hob zwei blauweiße Papiere in die Luft und schrie schon von weitem: „Was Wichtiges! Was Wichtiges!“

Nun trat auch Marti neben Melchior. „Wo brennt denn?“ rief dieser. „Bald in der ganzen Welt,“ scholl es zurück. Und nach einem tiefen Atemzug: „Der Krieg ist da! Der Weltkrieg!“ — Die beiden Brüder sahen sich ungläubig an. „Meiner Seel,“ sagte jetzt der Briefträger der herangekommen war, und seine Mütze abnehmend erzählte er schweißweisend in überstürzten Worten, daß zwischen Frankreich und Deutschland die Feindseligkeiten bereits begonnen hätten; man fürchte, daß alle andern Großmächte auch in die Geschichte verwickelt würden.

„Deshalb muß unser Heu doch unter Dach!“ warf die Steinhauer Marie ein, die ihren Rechen nicht hatte ruhen lassen.

„Dann müßt Ihr's allein dorthin bringen,“ entgegnete ein wenig spitzig der Briefträger, den es empörte, daß seine in Wahrheit welterschütternde Nachricht die Alte nicht aus der Fassung brachte. „Der Marti und der Melchior haben jetzt anderes zu tun, die müssen einrücken. Da sind die Aufgebote.“

Nun nahm die Steinhauer Marie doch die Pfeife aus dem Mund. Die beiden Männer fuhren nach den Papieren: „Wie? Wann?“

Da stand es schwarz auf weiß: Marti, der Landsturmkorporal, hatte sich morgens um zehn Uhr, im Bezirkshauptort, Melchior, der Oberleutnant im Auszug, gegen Abend in der Kantonshauptstadt zu stellen.

„Abnüt es Euch einbilden!“ sagte die Alte. Einen großen zornigen Hautwulst auf der Stirne, stieß sie die Pfeife zwischen die Zähne und nahm die Arbeit wieder auf.

„Einbilden oder nicht, Mutter Hubacher, da gibt's keine Birnen; wenn die in Bern befehlen, heißt's gehorchen!“ lachte der Briefträger, nicht ohne heimliche Genugtuung an dem zornigen Gesicht der Bäuerin. „Aber ich muß mich beeilen, seht, ein ganz dickes Pack solcher Papiere habe ich noch zu vertragen!“

„So streicht Euch doch,“ knurrte die Alte.

Wortlos hatten die beiden Brüder ihr Werkzeug wieder aufgenommen und stumm wie vorhin ging die Arbeit weiter. Die Hubacher waren das Reden nicht gewohnt; wenigstens nicht unter sich selber. Mit Fremden, ja; mit den Geschwistern, mit der Mutter wurde ihnen das Reden schwer. Sei es, daß sie sich nichts zu sagen hatten, sei es aus einer unverständlichen Scheu. Sie hatten Jahrzehnte



nebeneinander hingelebt in gemeinsamer, getreulich geteilter Schinberei, ohne große Gerede, ohne Unterhaltung. Sie litten alle ein wenig darunter; aber gerade, wenn dem Einen das Herz zum Ueberlaufen voll war, brachte er kein armes Wörtlein heraus.

Auch jetzt fühlten beide, daß Reden ihnen not täte; aber die Anwesenheit der Mutter störte sie. So brütete denn jeder seinen Gedanken nach. Und die flogen hinaus in die Welt, in der es jetzt so drunter und drüber gehen sollte. Was wußten sie von dieser Welt? Seitdem sie als halbwüchsige Kinder auf den Steinberg gezogen, waren sie beide nur für einige Militärdienstwochen aus diesen Zuhäckern herausgekommen. Von der „Welt da draußen“ hatten sie auch damals nicht viel gesehen und verspürt. Wohl hatten sie aus jedem Militärdienst eine uneingestandene Sehnsucht nach Hause gebracht, die weite Welt zu durchwandern, in das vielgestaltige, prickelnd reizvolle Leben der Städte und des regen Verkehrs unterzutauchen und nach einem Plätzlein zu suchen, auf dem sich müheloser leben ließ, als auf dem Steinberg. Aber kaum drei Tage zu Hause, war die Sehnsucht unter dem eiskalten Blick der Mutter und dem unablässigen Antriebe zur Arbeit schwindstichtig geworden und eilends gestorben.

Und ohne sie, ohne daß sie davon ahnten und wußten, war draußen das Leben weitergerollt, hastig und immer Neues schaffend. Aufhorchend und staunend lasen sie davon in den Winterabenden. Im Sommer fühlten sie selten Lust, kribbeliges Papier in die rauhen Hände zu nehmen. Nun war es draußen zu der großen Explosion gekommen, von der hie und da an einem Wirtstisch, in Zeitungen und sonstwo die Rede gewesen war. Der Briefträger hatte es gesagt: „Der Weltkrieg ist da!“ Wieso denn? —

Wie in jedem anderen Heuet brannte die Sonne über den Matten, hoch über dem Tannenwald orgelten die heißen Luftströmungen, das Heu duftete, die Grillen strirten, und jeder Schritt jagte Duzende von Heuschrecken auf. So war es immer gewesen, wenn man auf dem Spizacker das Gras einbrachte, und es war doch wohl nur ein dummer Einfall, daß vorhin einer gesagt haben sollte, der Weltkrieg sei ausgebrochen. Marti schielte nach Melchior hinüber und kreuzte dabei dessen hastigen Seitenblick. Richtig, da hatte ja der Bruder das blaue Papier auf seinem Strohhut stecken.

Morgen mußten sie beide fort. Das war gar nicht so übel. Wieder einmal heraus aus dieser eintönigen Einsamkeit! Aber was würde dann aus dem Steinberg, wenn sie beide so Knall und Fall mitten aus dem Heuet heraus weg müßten? Aber so wie ihnen ging es allen andern auch. Der Briefträger hatte ja noch ein dickes Paß Aufgebote gehabt. Die ganze schweizerische Armee sei mobilisiert. Also mußte es doch wohl ernst gelten. Vielleicht drohte dem eigenen Vaterlande Gefahr. Vor wem? Die Feindseligkeiten zwischen Deutschen und Franzosen seien bereits eröffnet!

Oho! Da würden sie bald davon etwas zu verspüren bekommen. Der Steinberg sah weit hinaus in französisches und deutsches Gebiet. In einer starken halben Stunde war man schon über der Grenze. Wenn Gefahr für ihr Land vorhanden war, drohte sie nicht ihnen zuerst? Und gerade jetzt mußten sie fort! Die beiden Männern begannen hastiger zu arbeiten. Die Steinhauer Marie redete mit ihrer Pseife: „Gibbt denn noch ein Wetter heute? Ein alter Krautstengel jawohl.“

Aber die Söhne überhörten sie. Ihr Eifer steckte die an-

dern an. Nur die Alte ließ sich nicht aus ihrem geruhigen, aber ausgiebigen Takt bringen. Sie strahlte der Wiese das letzte verfütterbare Gräslein aus, und erst als auch das aufgeladene war, konnte das letzte Fuder durch den einbrechenden Abend dem Steinberg zufahren.

Leicht vornüber geneigt mit schweren berghaften Männer-schritten ging die Hubacherin, den Rechen geschultert, immer die Pseife im Mund, zwischen Agathe und Züsi hinter dem Wagen her. Agathe, das jüngste Kind der Hubacherin, trug die Züge der Mutter und glich ihr doch so wenig, als eine verrunzelte Kartoffel einer frisch gepflückten Birne gleicht. Die hohe Stirne war weiß und glatt, die scharf gebogene Nase frohmütig und schön, die dünnen Lippen voll verhaltener Lebenslust. Noch größer war der Gegensatz in ihren Kleidern. Der Alten hing ein zwilchartiger, mißfarbiger Rock in ungezählten bauschigen Falten um den Leib; der Jungen schlanken und doch starken Körper umhüllte ein dünnes, faltloses, rotgeblümtes Baumwollstüffchen, über dem sie eine blaugestreifte Schürze trug. Statt mit dem Kopftuch wie die Alte beschattete sie ihr weißes Gesicht mit einem wagenradgroßen zarten Strohgeflecht, um das ein blaues Band eine Masche schlang.

Immer wenn die Steinhauer Marie ihre Tochter in diesem Aufzug erblickte, zog sie mürrisch die Pseife aus dem Mund, befah sich den schwarzen Pfeifenkopf und bruschelte: „Schlechter Tabak, schlechter Tabak!“ Aber soviel sie auch brummte, in dem Punkt ließ Agathe sich nicht unterkriegen. Sie kleidete sich nach ihrem Geschmack. Sie war ja überhaupt die einzige im Steinberg, die neben der Steinhauer Marie wagte, einen eigenen Willen zu haben. Freilich nur in nebensächlichen Dingen. So konnte sie, wenn es ihr gerade drum war, wenn auch nicht während einer Feldarbeit, so doch auf dem Nachhauseweg, einen Schwatz mit Züsi, der Magd, anfangen. Und heute war es ihr wieder einmal drum. Wie das nun werden würde, wenn wirklich der Krieg komme, und wie es denn gehen sollte, wenn alle Männer fort seien und so weiter, eine lange Reihe von ernstern Zukunftsfragen, die das Züsi natürlich nicht lösen konnte. Aber eigentlich waren sie gar nicht an das Züsi gerichtet, wohl aber an die Mutter. Da aber Agathe nicht wagen durfte, so neugierige Fragen an sie selbst zu stellen, war es schon lange auf den Ausweg verfallen, Dinge, für die es die Mutter interessieren wollte, in ihrer Anwesenheit mit Züsi zu besprechen.

Die Alte schritt weiter, als ob sie überhaupt kein Gehör hätte. Als aber die beiden nicht aufhören wollten, nöthig zu jammern, spuckte die Hubacherin kräftig aus und sagte: „Ihr tut ja jaust, als ob das Mannenvolk das unentbehrlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden sei!“

Agathe gab darauf scheinbar etwas kleinlaut zu, selb sei ja schon war, daß das Mannsvolk im ganzen nicht viel nutz sei; aber es sei doch vor Gott und der Welt nicht recht, daß die in Bern oben einfach befehlen könnten, von einem Tag auf den andern: jetzt müßt ihr eure Arbeit wegwerfen und den Schießprügel umhängen. Da schnauzte die Alte: „Militär ist Militär, Gott sei Dank! Das Einzige, bei dem das Mannsvolk noch folgen lernt!“

Zwei Sätze hintereinander hatte die Hubacherin schon lange nicht mehr mit einem ihrer Kinder gesprochen, weshalb Agathe das Gespräch nicht fortsetzte; denn ein drittes Mal hätte sie sicher nur mit ihrer Pseife und ziemlich grob-hölzig gesprochen.



Aber das Agathli schien gar nicht besonders unfreundlich von der Mutter raubauziger Rede berührt. Wenigstens begann es bald darauf ein lustiges französisches Liedlein zu summen und längst vergessen zu haben, daß irgendwo der Weltkrieg ausgebrochen sei. Als sie aber über die Rothäuserbrücke gekommen waren und an der „Epicerie“ vorbeisritten, hing dort über dem verlotterten Gartenzaun eine französische Infanterieuniform mit den roten Epauletten friedlich neben einem schweizerischen blauen Kaputt in der Sonne. „Ha das, Gott auch,“ entfuhr es Züsi, „Schosof muß wohl gar auch in den Krieg!“

„Hast gemeint, den würden sie auslassen, dir zu lieb?“ spottete Agathe.

„Aber Schosof ist doch ein Franzose!“

„Eben darum.“

„Ja aber...“ das Züsi stotterte mit hochrotem Kopf.

„Sei froh, wenn du den Schmuggler nie mehr zu sehen bekommst“, sagte Agathe leichtthin. Aber das Züsi war schon einige Schritte voraus und das Quizen der Achsen am schwer beladenen Heuwagen verschlang die Worte, die Züsis pochendes Herz vielleicht noch schneller hätten schlagen lassen.

Marti schritt, das Leitseil in den Händen, neben den Pferden hin; ihm zur Seite ging sein Bruder, bereit, jeden Augenblick in die Mechanik zu greifen und die Bremse anzuziehen.

„Hast du Gewehrjett?“ frug Melchior, als sie an

den Uniformen vorbeikamen. Bisher hatten sie kein Wort gesprochen. Offensichtlich interessierte es Melchior durchaus nicht, ob sein Bruder Gewehrjett besitze oder nicht; er mußte nur das Schweigen brechen; wie, war ganz gleichgültig.

„Weiß nicht,“ gab Marti zurück.

„Das kommt ein wenig dumm, wenn wir beide zugleich gehen müssen.“

„Ja, schon!“

„Und wenn sie ihr erst noch die Pferde nehmen?“

„Eben!“

„Du könntest dich vielleicht frei machen.“

„Oder du!“

„Ich? Nein!“

„Ich auch nicht.“

Sie schwiegen wieder und nun ging der Weg einen steilen Stütz empör, bei dem es viel anfeuernder Worte bedurfte, bis die beiden Pferde ihre letzte Kraft hergaben, mit der sie den Wagen auf die Anhöhe rissen. Oben bog die Straße in einen Feldweg ein, und bald erschien hinter einigen hohen Nußbäumen ein großes Riegelhaus: eine hohe, braune Scheune, und hinter einem schmalen Gemüsegärtlein, in dem blutrote Nelken glühten, das niedererfrügte Wohnhaus, der Steinberg. Dicht hinter dem Hof senkte sich das

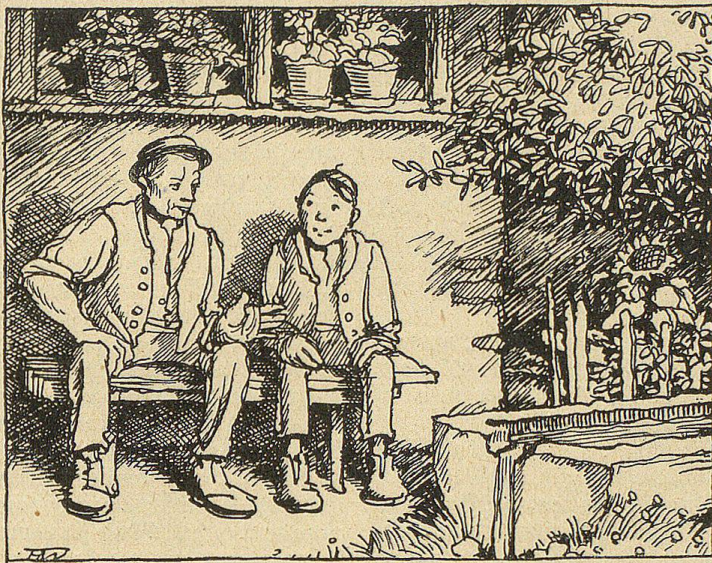
Gelände über eine steile Böschung, in deren Grund ein von Erlen und Weiden umstandener Wassergraben hinzog. Jenseits stieg hoher Buchenwald auf. Aber darüber hinweg blickte man in ein weites, sansthügliges Gelände, das nun im Abendchein von einem weichblauen Dunst überzogen war. In dem ertranken in weiter Ferne die Vogesen.

Nachdem der Wagen in die Scheune gebracht und die Pferde ausgespannt waren, blieb Melchior einen Augenblick neben dem Haus stehen. Wenn man wüßte, was jetzt da unten geschieht! Wie der Kriegsschrecken umgehen mußte in den Häusern, die sich um die Kirchtürme scharten, von denen man dort und hier einen aufblitzen sah! Vielleicht, daß schon Kavallerie herumstrich, und daß das Morden begonnen hatte! Was brachten die nächsten Tage, Wochen, Monate denen dort unten? Vielleicht aber auch denen da oben! Morgen mußte er fort. Wann kam er wieder? Oder

kam er überhaupt nicht mehr? Da fühlte er die grauen Augen der Mutter im Rücken. Gleich darauf hustete es auch irgendwo. Er ging in die Scheune zurück und half beim Abladen.

Schon hell leuchtete der Abendstern, als alle im Hubacherschen Hause sich zum Nachtessen um den großen, runden Tisch, auf dem in der Dämmerung hie und da ein Sandorn glitzerte, versammelt hatten. Vor der weißen Holzwand, auf die der letzte Lichtschimmer fiel, den die über und über mit Geranien verstellten Fenster einließen, stand die

Steinhauer Marie. Scharf und ernst traten die harten, schneidenden Umrisse ihres Gesichtes, das ob einem, in diesem Lichte fast riesenhafte Körper stand, aus dem hellen Grund. Jetzt nahm sie die Peife, legte sie auf den Tisch und sagte mit einer seltsam melodischen, ihr nach ihrem Verßern niemals zuzutrauenden Stimme: „Kommt, Herr Jesus, sei du unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen!“ Sie setzte sich und die Stille während des Gebetes wurde durch ein lautes Schlürfen an großen Kaffeeschüsseln abgelöst und durch das Aufschlagen von Töffeln auf dem großen Zinnteller, der in der Tischmitte stand und von dem aus ein starker Geruch von heißer Butter und gebratenen Kartoffeln ausging. Das Essen ging vorüber, ohne daß jemand ein Wort sprach. „Gesegne es Gott!“ sagte die Alte und dann lief eines um das andere hinaus, ohne Gute Nacht-Gruß, ohne eine Andeutung, daß jedes so bald wie möglich auf seine Kammer gehen werde. Freilich, die Frauen hatten noch lange nicht Ruhe; für sie begann ja jetzt erst die Hausarbeit. Auch Marti stapfte noch einmal in den Stall hinaus. „Du, Joggi,“ rief er dem am Brunnen seine Schuhe wuschenden Stierenbub zu, und ließ ihn neben sich auf die Hausbank sitzen. Das war dem Burschen nie begegnet, daß er sich gleichzeitig mit einem der Meister auf





die Hausbank niederlassen durfte. „Die Sache ist nun so,“ begann Marti, und erzählte dem Knechtlein, daß sie beide fort müßten; er, Joggi, sei der einzige Mann im Hause, und Marti setzte ihm auseinander, was in nächster Zeit alles zu tun sei, und ermahnte ihn, doch ja zu dem Vieh Sorge zu tragen und es recht gut zu behandeln. Es sollte kein Schaden gewiß nicht sein. Das Vertrauen, das ihm der Meister entgegenbrachte, machte dem Jüngling warm und mit ein paar unbeholfenen Worten versprach er alles zu tun, was er könne. Marti kehrte darauf ins Haus zurück. Vor der Rükchentüre blieb er stehen, entfernte sich wieder ein paar Schritte, kehrte nochmals zurück und zögerte wieder. Dann trat er in den rauchgeschwärzten Raum, in den das aus dem Ofenloch glühende Feuer mehr Licht warf als das kleine Dellecht auf dem Herd. Vor dem Ofen stand die Hubacherin und stampfte in einem großen Kübel Kunkelrüben zu Schweinefutter. Marti ging einmal in der Küche auf und ab. Als sie im Stampfen einen Augenblick innehielt, sagte er:

„Wir müssen dann also morgen gehen.“

„So? Und was wird dann aus dem Steinberg?“

„Darum möcht ich eben mit dir reden!“

„Ach was, reden! Reden kann ich selber. Ich brauche keine Mäuler. Ich brauche Arme!“ Und sie stampfte weiter.

Aber er ging nicht. „Es könnte sein . . . vielleicht . . .“

„Was?“ frug sie schneidend.

„Daß man uns auch die Pferde wegnähme.“

Nun ließ sie den Stößel doch einen Augenblick los und dampfte eine dicke Wolke aus der Pfeife.

„Die Pferde? Das gibt's nicht. Meine Buben, meinetwegen. Die mögen laufen, wohin sie wollen, wenn's ihnen zu Hause nicht mehr gefällt, und die alte Mutter im Stich lassen mitten in der größten Arbeit . . .“

„Hergottsaferment, als ob wir . . .“ brauste da Marti auf. Aber nun schlug der Stößel so heftig in dem Kübel auf, daß jetzt das Gespräch endgültig abgebrochen war. Schallend warf Marti die Rükchentüre hinter sich zu und trat in seine Kammer. Nachdem er Licht angezündet, holte er sein Ordonnanzgewehr von der Wand und begann eine Zeitlang am Verschuß zu riegelein, dann öffnete er die Kastentüre: aber die Nägel, an denen seine Uniform gehangen hatte, waren leer. Durch das geöffnete Fenster hörte er das Geräusch, das Kleiderklopfen verursacht. Da glitt ihm ein Lächeln über die Lippen. So war sie, seine Mutter!

Langsam zog er sich aus. Aber wie lange lag er ohne Schlaf zu finden! Die Ungewißheit des Morgens für ihn und seine Nächsten war stärker als seine Müdigkeit, die ihn sonst mit Schlummer gesegnet hatte, kaum daß er sich ausgestreckt hatte. Die Sorge um die Zukunft zauberte die Vergangenheit herauf, forderte Rechenschaft über das bisher Erreichte. Da aber stand am Anfang und Ende immer seine Mutter! Was für eine Frau! Bekannte aus der Heimat munkelten von ihr, sie sei ein uneheliches Kind gewesen, das sich frühe selber habe durchschlagen müssen. Es habe eine grausam strenge Jugend erlebt bei dem alten Steinhauer Franz in Dertlinwyl. Der sei ein arger Trunkenbold gewesen, dem die Pflgetochter Geld zum Schnapsen betteln sollte. Aber sie habe sich selten dazu verstanden und lieber Nächtelang gehaspelt oder Prügel eingesteckt. Bis zu ihrem dreißigsten Jahre sei sie dann Magd gewesen bei einem häßigen, um nicht zu sagen geizigen Bauer. Dort habe sie den Christian Hubacher kennen gelernt, einen herzensguten,

aber schwachen Menschen, dessen Geldsäckel immer ein Loch bekommen habe, sobald er mit zwei oder dreien zusammengekommen sei, die die Gabe gehabt hätten, zuzuhören, wenn einer lustige Geschichten erzählte. Und lustige Geschichten habe der Hubacher Christian mehr gewußt als tausend Schriftgelehrte.

Die Steinhauer Marie hätte aber schon damals gearbeitet wie ein Pferd, trotzdem sei es mit dem Hubacherhof in Dertlinwyl, auf den sie Christian als seine Frau geholt habe, Jahr um Jahr zurückgegangen; eben weil der Christian so lustig habe plaudern können und im Wirtshaus am Stuhl kleben geblieben sei. Er habe es viel bereut, aber sei nie Herr über sich geworden. Da habe sie ihn eines Tages gezwungen, den Hubacherhof zu verkaufen, noch ehe sie in Geltstag kamen. Und seien aus der Ostschweiz hierher gezogen, wo die Leute französisch sprachen und niemand in den Wirtshäusern an Hubachers Erzählerkünsten Gefallen finden konnte. Eine Zeitlang sei es nun gut gegangen; aber an Hubacher hätte die Einsamkeit gezehrt wie eine Krankheit, und eines Tages sei er verschwunden gewesen und niemals hatte man etwas von ihm gehört. Verschunden sei er ein halbes Jahr, nachdem seine Frau das Pfeiferrauchen angefangen habe. Zur Pfeife aber habe die Hubacherin gegriffen, weil ihr Mann bei der Arbeit immer plaudern, immer lustige Streiche habe erzählen wollen. Dabei aber sei die Arbeit nie gerückt, und doch hätte sie der Steinberg fast erdrückt durch die Schulden, die darauf lagen. Damit sie ihm keine Antwort mehr habe geben müssen, oder es sofort innewerde und sich an ihr Versprechen, ihm nicht mehr zu antworten, erinnere, habe sie erst immer einen Strohhalm in den Mund genommen: aber nach und nach hätte das nicht genügt. Sie hätte manchmal den Strohhalm vergessen. Da sei sie auf den Einfall gekommen, Pfeife zu rauchen, die würde ausgehen, wenn sie lange nicht zog, und der bittere Geschmack würde ihr immer sagen: Schweig, Marie, Schweig! So sei sie dazu gekommen, von morgens bis abends ununterbrochen Pfeife zu rauchen, und als Christian verschwunden war, war ihr das Rauchen zu einer Leidenschaft geworden, von der sie nicht mehr lassen konnte, das Reden hatte sie verlernt.

Auch seinen Vater hatte er noch gekannt. Aber er konnte sich kein Bild mehr von ihm machen. Seine Mutter, wie hatte die gearbeitet! Sie hatte es fertig gebracht, den Steinberg so gut wie ganz von Schulden freizubringen. Freilich, der Einsatz war hoch genug gewesen. Wenn er recht bedachte, hatten alle drei Geschwister ihre Jugend hingeben müssen. Einmal er ganz sicher. Das war ja überhaupt keine Jugend gewesen. Solange er sich besinnen konnte, waren seine Stunden mit rastloser Arbeit ausgefüllt, und jeder Tag stand unter der ewig wachsam Aufsicht seiner Mutter. Melchior war es schon ein wenig leichter gegangen. Der hatte die Sekundarschule besuchen dürfen und es später durchgesetzt, Offizier zu werden. Freilich, als er anfang den Mädchen nachzustreifen und in Weibergeschichten verwickelt wurde, da hatte er seine Mutter erst ganz kennen gelernt. Melchior hatte einfach nicht mehr für sie existiert. Mit einer schweigenden, unglaublich harten Verachtung hatte sie über ihn hinweggesehen. Melchior hatte daraufhin die Weiber sein lassen, oder es wohl gemacht wie er: nur ganz, ganz heimlich und flüchtig sich ab und zu mit einer eingelassen, mit der er um die Welt nicht am hellen Tag zusammen gesehen sein wollte. Ihm hatte immer der Mut gefehlt, mit



einem Mädchen in ein Verhältnis zu treten, von dem seine Mutter Wind in die Nase hätte bekommen können. Ob das nicht für immer vorbei war? Er war ja bald vierzigjährig! Ob sie drei immer beisammen blieben, auch nachdem die Mutter nicht mehr da war? Das Agathli sah gar nicht darnach aus, als ob es der Mutter so zu Willen sei wie ihre beiden Söhne. Das Agathli war ganz anders als sie. Sie beide waren noch herbe deutsche Jurabauern; vielleicht Melchior schon weniger, aber trotzdem noch von schwerfälligem, hartem Schlag. Das Agathli, das ganz hier im Welschen aufgewachsen war, besaß viel von der leichten, anmutigen Art der Frauen dieser Gegend. Das würde nicht ledig bleiben und wenn es einen auf der Straße auflesen müßte. Und . . . tat recht daran!

Marti stieß die Bettdecke zurück. Es war widerwärtig schwül. Das Fenster war wieder zugegangen. Er stand auf, um es zu öffnen. Da hörte er unten eine Stimme flüstern. Er lauschte aufmerksam. Dann tastete er sich wieder zum Bett, griff nach einem Schuh und trat wieder ans Fenster. Leise beugte er sich hinaus. Richtig, da stand ein Kerl auf der Holzbeige, vor Züsts Kammerfenster. Er holte mit dem Schuh zum Wurf aus . . . aber plötzlich hielt er inne und ließ den Arm wieder sinken. „Und

tat recht daran,“ hatte er vorhin von Agathe gedacht; warum sollte das nicht für „Züsti“ billig sein? Er lauschte. Der Bursche sprach halb französisch, halb deutsch. Er müsse morgen in den Krieg nach Frankreich. Wie lange er fortbleiben müsse, wisse er nicht. Aber er komme sicher wieder, und dann müsse Züsti seine Frau werden. So redete er weiter und sein Gestammel war voll Leidenschaft. Dazwischen hörte man Züsti leise schluchzen. Schließlich gab es ein leises Gepolter, und als Marti den Kopf zum Fenster hinaus beugte, war der Bursche verschwunden. Langsam schlich Marti wieder in sein Bett. Aber noch immer fand er den Schlaf nicht. Da unter ihm genossen zwei etwas, das ihm ewig vorenthalten blieb. Nie hatte er aus wirklicher Zuneigung ein Weib umarmt, einen Menschen an sich gedrückt und ihn sein genannt. Und warum nicht? Aus Furcht vor der „Miten“! Aber kaum war ihm das häßliche Wort eingefallen, so stand seine Mutter wieder vor ihm, als die Kraftgestalt, die allein und hilflos unter Fremden, deren Wesensart sie nie verstand und haßte, und die deshalb auch ihr wenig Freundnachbarlichkeit entgegenbrachten, sich behauptet und durchgeschunden hatte. Hart und rauh, wie das Leben zu ihr gewesen, war sie gemorden. Gute Worte kamen ihr fast nie auf die Lippen; aber ihre Handlungen waren weit besser als ihr Benehmen. Wie hatte sie vorhin spe-

tafelt, weil sie beide einrücken mußten, und doch hatte sie schon angeordnet gehabt, daß man ihre Uniformen ausbürsten müsse! Und dann die Zukunft! Was brachten die nächsten Tage ihm und den Seinen? Die vielen Kästel und Fragen, die Marti bestürmten, verirrten schließlich seine Gedanken, daß der Schlaf ihn endlich doch zu überwältigen vermochte.

Als Marti erwachte, war es schon heller Tag. Warum hatte ihn die Mutter nicht geweckt! Er fuhr in die Hosen und in die Holzschuhe. In der Stube deckte Agathe den Frühstückstisch, und zwar gab es heute nicht Suppe, sondern Kaffee, Honig, Käse und Butter.

„Wo ist die Mutter?“ schnauzte Marti statt des Morgengrußes. — „Schon lang auf der Moosegg. Der Joggi ist auch mit.“

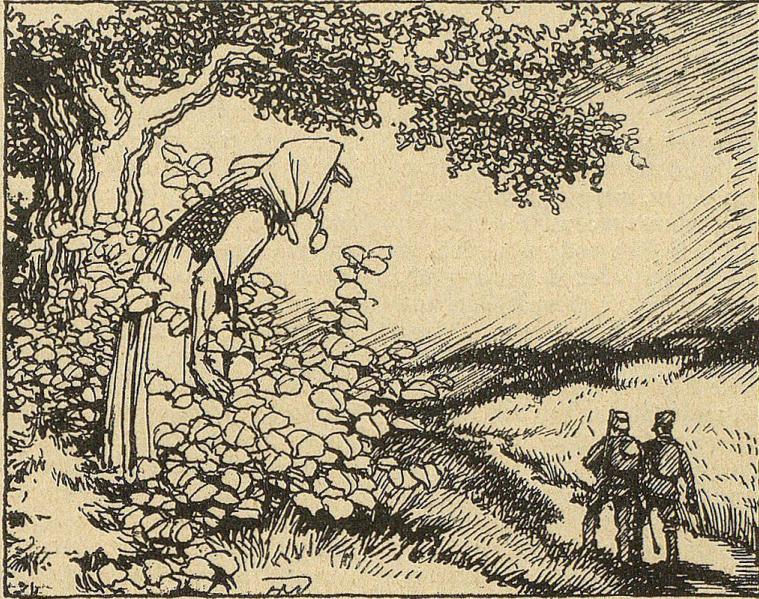
Marti bekam einen roten Kopf.

„Sie wird denken, wenn ihr fortgeht, müsse sie doppelt dahinter,“ fügte Agathe hinzu, die den Gedanken des Bruders zu erraten schien. Marti murmelte etwas und stapfte in den Stall, dort war nicht mehr viel zu besorgen, und nach der Wäsche am Brunnen kehrte er zum Frühstückstisch zurück, an dem schon die beiden Geschwister saßen. So ungewöhnlich, ja festlich die Tafel aussah, ging doch wieder jedes seinen Gedanken nach,

bis Marti frug: „Wo bleibt denn das Züsti?“ Sie möge nichts, es sei ihr nicht ganz kauscher, sagte Agathe. Was denn los sei? Ach, es hänge wahrscheinlich mit dem „Schofes“ zusammen, der in den Krieg müsse. Das Tüppi mache sich etwas aus dem Burschen. Da meinte Marti: „Man sieht halt nicht überall so gleichgültig zu, wenn das Mannsvolk in den Krieg zieht, wie auf dem Steinberg.“

„Ja, mein Seel,“ machte Melchior. „Was denn dadurch besser werde, wenn man die ganze Nacht heule, wie Züsti, der Tropf,“ sagte Agathe mit gemachter Kälte. Da stellte Marti den Messergriff in seiner Faust sehr vernehmlich auf den Tisch: „Er wäre bei Gott froh, wenn er einen Menschen hätte, der, wenn er in den Krieg müßte, seinetwegen feuchte Augen bekäme. Und wenn es gerade so ein Tropf wäre wie das Züsti.“

Nun sah jedes schweigend in seine Tasse hinein. Eine halbe Stunde später traten Marti und Melchior aus dem Hause, blitzsaubere, stramme Soldaten. Agathe bot ihnen über die Gartenhecke die Hand und sagte: „Schreibt auch einmal!“ Im Stubenfenster stand Züsti und Marti sah ihre rotgeweiteten Augen. Er nickte ihr zu. Dann verschwanden die beiden hinter dem Nußbaum. Beim zweiten Begang sah man auf die Moosegg. Vor dem großen Birnbaum stand ein Bursche, der jauchzte und den Hut schwenkte. Sie





winkten mit der Hand. Von der Mutter war nichts zu sehen, und beide sahen schweigend und verbissen auf die staubige Landstraße.

An die Moosegg lehnte sich ein kleines Wäldchen mit viel Jungholz am Rand. Das bog gleich vor der alten verkrüppelten Eiche eine alte Frau auseinander und spähte nach den beiden Soldaten, die die Straße hinunterschritten. Wie die gelben Corporalschnüre in der Sonne blitzten! Wie kraftvoll er schritt, die Hand am Gewehrriem! Der andere schlanker, leichter. Im schwarzen Mützen schild glänzte die Sonne. Zwei Silberstreifen trug er um das Käppi. Der Säbel baumelte und blitzte an seiner Linken. Erst als die beiden um die Wegbiegung verschwunden waren, ließ die Alte die auseinandergesperren Haselruten wieder los und steckte die Pseife wieder in den Mund. Sie zog und zog, aber die Pseife war ausgegangen. So etwas! Das war ihr eine Ewigkeit nicht mehr begegnet! Und in großen Schritten machte sie sich aus dem Wald, nahm die Sense auf, wegte sie und ließ das Gras in Schwaben nieder sinken, daß der Foggi fast nicht mit konnte.

Als das Züsi den Beiden das zweite Frühstück brachte und der Bub just nicht in der Nähe war, sagte die Alte: „Du mußt es nicht so offen zeigen, wir dir zumute ist, es begreift's ja doch keiner. Mußt immer alles auf dich nehmen, dann geht's, anders nicht!“ Dem Züsi wollten die Tränen von neuem aus den Augen schießen, aber es bezwang sich, und je mehr es darüber nachdachte, um so mehr Güte und Wärme schien ihm in dem Wort der Alten zu liegen. „Mußt alles auf dich nehmen, dann geht's.“ Nur Starke konnten so sprechen. Starke, wie die Alte da, die aus Stein und Eisen schien und doch viel mehr Güte in sich trug, als sie sich den Anschein gab. Gestern nacht, als sie sich ganz unbeachtet glaubte, hatte sie mit ihren rauhen Händen über die Uniformröcke ihrer Söhne gestreichelt, als ob sie einem Kind über die Haare führe; hatte etwas gemurmelt, das wie ein Gebet klang, und sich dann mit dem Handrücken die Augen abgewischt. Heute morgen aber war sie nicht dabei gewesen, als ihre Söhne das Haus verließen! Aber weh hatte ihr der Abschied trotzdem getan. Das wußte es. Und über dem fremden Leid vergaß Züsi etwas seine eigene Herzensnot.

Vom Viehfüttern am Mittag kehrte Foggi auf die Moosegg mit der Nachricht zurück, daß zwei französische Flüchtlinge im Steinberg eingezogen: zwei Frauen, die aus Belfort ausgewiesen worden seien. Die eine habe nicht mehr weiter gekonnt. Die Beiden, berichtete der Bub, erzählten schreckliche Dinge vom Krieg, der bereits ausgebrochen sei. Auch streiche viel Hudelvolk an der Grenze herum und Jungfer Agathe getraue sich nicht das Haus allein zu lassen. Die Hubacherin nahm die Nachricht gleichgültig hin, aber mehrmals den Nachmittag richtete sie ein freundliches Wort an Züsi, und zwar fast immer dann, wenn des Mädchens Gedanken sich wieder verfinstert hatten und es meinte, vor Grauen und Nacht es nicht mehr aushalten zu können. Einmal sagte die Alte ganz unvermittelt: „Es ist jetzt lange schön gewesen, nun kommt halt wieder einmal ein Wetter. Aber das geht auch vorbei.“ Das konnte Züsi, das konnte ihr selber gelten. Später meinte sie: „Dem Birnbaum da hat man einmal alle Zweige rasch abgeschnitten, eine Zeitlang ferbelte er und tat dergleichen, als wollte er sterben. Und jetzt sieht ihn an. Gericelt voll Birnen ist er!“ Und noch ein drittes Mal ergriff die Hubacherin das Wort.

So viel hatte die Alte sicher noch nie an einem Arbeits-

nachmittag mitten im Schaffen gesprochen, seit das Züsi auf dem Steinberg war, und das lief nun doch schon ins dritte Jahr. Und in Züsi ging diesen Nachmittag etwas auf, das es bisher nicht gekannt hatte. Als es auf den Steinberg gekommen war als armes, weltshenes Mädchen, hatte es ein Grauen vor der starken, rauhen, pfeifenrauchenden Frau gepackt. Das hatte sich nach und nach verloren, aber aus dem Grauen war Furcht, im besten Falle Ehrfurcht geworden. Nun wurde aus der Ehrfurcht etwas wie Zuneigung, wie Liebe, grenzenloses Vertrauen. Ihm war so bang heute, so weh, so verzweifelt. Es hatte gestern etwas getan, das es nie hätte tun dürfen, und doch, ob es heute stärker gewesen wäre als gestern? Es war doch so fast unmöglich gewesen, den, der ihm gut war, in den Krieg, vielleicht in den Tod gehen zu lassen, ohne ihm das bittende Verlangen zu erfüllen. Wer gesehen hätte, wie er gezittert und geglüht hatte! Und doch, „du mußt es nicht so zeigen, es begreift dich ja doch keiner!“ Wenn einer es verstehen könnte, dann wäre sie es, die Hubacherin! Jetzt spuckte sie eben wieder braunen Pfeifensaft aus. Wie abscheulich das war; und doch, gut, gut war diese Frau; besser als alle Menschen, die sie kannte.

Als die Hubacherin beim Einmachten auf den Steinberg kam, fand sie die beiden Fremden in Martins Zimmer. Die eine, ein junges Ding mit eingefallenen Wangen und schwarzen hohlen Augen, lag im Bett und wand sich in Geburtswehen. Die andere, in einer hoffärtigen, durch die Strapazen der Fußreise bis mitgenommenen Kleidung, stand hilflos neben ihr und jammerte. Die Hubacherin steckte ihre Pseife in die Schürzentasche, hieß die Jammernde hinausgehen, nahm das durchsichtige Händchen der Liegenden von der Decke in ihre feilenrauhe Rechte, sah der Schwachen lange in die Augen und sagte: „Courage!“

Die Fremde schloß die Augen. So viel Kraft lag in der Stimme der fremden alten Frau, so viel verborgene Güte. „Merci,“ flüsterte sie, „merci,“ und lag ganz ruhig. Die Hubacherin kehrte in die Küche zurück und gab Befehle, trank in langen Zügen ein großes Becken Milch leer und kehrte dann zu der Wöchnerin zurück. Dort blieb sie Stunde um Stunde, und wenn die Klagen der Armen wieder lauter wurden, saßte ihre Rechte das durchsichtige kleine Händchen. Züsi, die ab und zu kleine Handreichungen verrichtend auf den Zehen aus und ein ging, sah in solchen Augenblicken mit sehnsüchtigen Augen nach der Alten. Auch in ihr wühlten die Wehen, und wenn sie auch nicht körperlicher Art waren, so waren sie vielleicht doch nicht weniger schmerzhaft, als die der Bettlägerin dort. Zerreißen wollte es sie, aber niemand kümmerte sich darum, keiner gab ihm die Hand!

Gegen Mitternacht hob die Hubacherin ein Menschenwürmchen in die Höhe. „Un garçon,“ sagte sie zu der zähneklappernden Mutter, die leise lächelte und bald darauf erschöpft einschlief. Nun hätte man die drei Frauen sehen sollen, wie sie sich um das eben aus der Ewigkeit angekommene Menschlein bemühten, wie sie es badeten, über sein lautes Krächzen sich blau wunderten, es in einen mit Kissen gepolsterten Korb steckten, und auf den Zehen herumgingen, als der kleine Menschensohn zu schlafen geruhete.

Agathe hatte bis um Mitternacht am Stubentisch gefessen, einen Strickstrumpf in den Händen. Aber der war alle Augenblicke in den Schoß gesunken. So seltsam ward ihr zumute. Ein Mensch wurde geboren! Mit großen nachdenklichen Augen staunte sie alle Augenblicke in das Lampen-



licht. Im Kirchlein von Aubevésin stand auf dem Altar eine kleine Mutter Gottes. Der hing ein blaues Tuch über Kopf und Schultern, und aus einem enganliegenden roten Schöplein kamen zwei weiße Arme hervor, die sie mit unsäglicher Liebe gegen ein in einem Kripplein liegenden Kindlein ausstreckte; dazu lächelte sie, so mild und wehmütig, so sich selbstverneinend und sich ganz dem Kindlein hingebend, daß man es nie, nie mehr vergessen konnte. Jetzt fiel ihr das Bild wieder ein: Ganz deutlich sah sie es vor sich, bis auf die vielen kleinen Ritzlein in der Farbe. Und was sie als Mädchen nicht verstanden, was sie mit seltsam stiller Freude erfüllt hatte, das wurde ihr in dieser Stund offenbar, und als Züsi das neugeborne Knäblein aus Martis Zimmer brachte, war es ihr, als sei ihr Haus mit einem Heiligtum gesegnet worden.

Als der Tag anbrach, stand die Hubacherin schon wieder am Herd. Dennoch war die Sonne längst da, als sie mit Foggi und Züsi Archen und Gabeln schultern und zur Feldarbeit ausziehen konnte. Agathe blieb bei dem Kleinen und seiner Mutter. Die Französin, die die Wöchnerin begleitet hatte und gestern nacht erschöpft in das ihr angewiesene Bett gesunken war, war weiter gezogen.

Gegen Mittag pochte es heftig an die Haustüre im Steinberg. Als Agathe, die just die Hände voll hatte, nicht gleich erschien, pochte es ein zweites Mal und noch lauter. Zornig hastete sie der Türe zu. Unter der niederen Treppe stand ein schweizerischer Kavalleriewachtmeister, den haarbüschelgeschmückten Tschako in der Linken, mit der Rechten sich über die kurzgeschorenen Haare fahrend. Daneben stand schnaubend ein schweißnaßes Pferd.

„Schlagt doch lieber gleich die Türe ein!“ fuhr Agathe den Unteroffizier an. Der betrachtete sie ruhig, nahm die Absätze zusammen, daß es einen Knall gab und verneigte sich leicht.

„Mademoiselle,“ sagte er in französischer Sprache, „ich habe Befehl, nachzusehen, wieviel Mann und Pferde Sie einquartieren können.“

„Einquartierung? Jetzt? Das geht nicht!“ fuhr es Agathe heraus.

Der Wachtmeister zuckte lächelnd die Achseln. „Ich muß sehen, entschuldigen Sie!“ Er schritt auf die Stalltüre zu, öffnete und trat ein. Agathe mußte folgen. Des Reiters Blick blieb auf den beiden Pferden, die die Hälse nach ihm umdrehten, haften. „Treffliche Tiere,“ murmelte er. Ohne weiteres schritt er voran in die Scheune. Nach einem kurzen Blick trat er durch das große Scheunentor wieder auf den Hof.

„Noch ein Schopf,“ sagte er und öffnete ebenso ungentert wie er bisher gehandelt hatte, dessen Türe. „Ausgezeichnet,“ sagte er, nahm die Absätze wieder zusammen, — wieder gab es jenen leisen Knall, und meldete: „Mademoiselle, Sie haben für mindestens fünfzehn bis zwanzig Mann und Pferde Platz. Ich denke, sie werden bis abends da sein. Ich danke Ihnen.“ Er legte die Hand an den Schild seiner zierlichen Kopfbedeckung, die wohl zu dem jungen, energischen Gesicht stand. „Halt,“ fiel ihm da ein, „Zimmer für einen oder zwei Offiziere sind wohl auch da?“

„Ganz unmöglich,“ antwortete Agathe, durch das kurz angebundene Wesen des Mannes nicht freundlicher gestimmt.

„In diesem großen Hause?“ sagte der Wachtmeister mit einem langen Blick über den Steinberg. „Man muß sich einrichten, c'est la guerre!“

„Aber wir haben ein kleines Kind im Hause!“ stotterte Agathe.

Der Unteroffizier lächelte.

„Ja, ein ganz kleines,“ fügte sie hastig und verwirrt hinzu.

„Zeigen Sie mir immerhin die Zimmer, daß ich meine Meldung abgeben kann, vielleicht verschonen Sie die Offiziere, wenn sie wissen, daß so ein kleiner Schreihals in der Nähe ist.“ Er war schon die Treppe emporgestiegen, wieder knallten die Absätze zusammen, und eine ganz leichte Verbeugung zwang Agathe voranzugehen. Als sie die Stube durchschritten hatten, hob Agathe warnend den Finger. Leise, leise schloß sie die Türe auf, hinter das junge Menschenkind lag. Ihr Begleiter tat einen Blick in das Zimmer, schlich dann auf den Zehen an Agathe vorbei, beugte sich über das schlafende Häuflein Mensch, das unter einem Vorhang lag und kam mit lächelndem Gesicht zurück. Ebenso leise öffnete Agathe die zweite Kammer, in der die Wöchnerin schlief. Der Wachtmeister trat sofort zurück. Auf den Zehen schritt er zur Stube hinaus. Als die Türe im Schloß war, erklärte Agathe, daß es möglich wäre, diese beiden Zimmer, in denen ihre Brüder, die auch in den Dienst einberufen seien, geschlafen hätten, zu räumen.

„Jedenfalls werde ich die Umstände melden,“ gab der Unteroffizier zurück. Auf der Treppe salutierte er und dann schwang er sich auf sein Pferd. Da reichte ihm Agathe die Hand hinauf und sagte: „Au revoir.“ Sie sah ihm nach, bis er um die Nußbäume verschwunden war.

„Ein impertinenter Kerl,“ murmelte sie, als sie mit leichtgeschürzten Röcken wieder die Treppe hinaufstieg. Wie kann einer nur so mit den Absätzen knallen. „Ein netter Mensch,“ fügte sie im nächsten Augenblick hinzu, „wie er sich über das Kindlein neigte!“

Am Nachmittag saß Agathe ein Stündlein bei der jungen Mutter, die sich schon leidlich erholt hatte. Sie erzählte, wie ganz plötzlich es in Belfort geheißen habe, der Krieg sei ausgebrochen, welche Angst und Aufregung die Bevölkerung erfaßte, und wie schon am folgenden Tag der Kommandant der Festung den Befehl erlassen habe, daß alle Frauen und Kinder die Stadt zu verlassen hätten. Ihr Mann habe schon am vorhergehenden Tage einrücken müssen. In heillosen Aufregung habe sie ihre Habseligkeiten eingepackt, aber auf dem Bahnhof seien die Züge überfüllt gewesen und sie habe stundenlang keinen Platz gefunden, da habe sie sich auf die Füße gemacht. „In die Schweiz! In die Schweiz!“ das sei ihre ganze Sehnsucht gewesen. Bald habe sie ihr Gepäck zurücklassen müssen. In den Dörfern, durch die sie gekommen sei, sei überall der gleiche Jammer, die gleiche Angst umgegangen. Als sie aber in das Dorf gekommen, in dem man ihr sagte, es sei nur noch eine halbe Stunde bis über die Schweizergrenze, seien, kaum daß sie es betreten habe, deutsche Dragoner eingeritten. Im tausenden Galopp seien sie durch die Dorfstraße gestoben. Alles sei aus den Türen gestürzt und habe geschrien: „Les Prussiens! Les Prussiens!“ Da hätte sie vor Elend zu sterben vermeint. Aber als alles ruhig geblieben, sei sie weiter gegangen. Kaum aber hätte sie das Dorf ein Stück hinter sich gehabt, so hätte sie plötzlich die Dragoner hinter Bäumen stehen sehen. Da habe sie die Frau, die gestern mit ihr angekommen sei, am Arm genommen und weitergeführt. Einer der Dragoner habe bloß, wenn auch recht schnauzig und schlecht französisch gesagt: „Passez.“ Das aber habe für sie geklungen, wie wenn ein Engel sagen würde: „Tritt ein in den Himmel!“



So seien sie dann schließlich in den Steinberg gekommen, wo sie so hilfreiche Menschen gefunden habe.

Agathe klang die Erzählung der Fremden wie eine Geschichte aus dem Kalender, und als sie gegen Abend hinterm Haus Windeln zum Trocknen aufhing, sah sie ab und zu verfunnen über das Land hinaus. Schon als Kind war es ihr seltsam vorgekommen, daß dort unten überm Bach die Landesgrenze sein sollte. Das dort waren Deutsche, jenes Franzosen dort hinten, das hier Schweizer. Und doch waren sich die Menschen, soviel es damals und wohl auch bis heute von ihnen kannte, alle gleich. Die einen waren reich, die andern arm, und die, die reich waren, schienen es besser zu haben als die andern. So war es überall, in allen drei Ländern. Und doch lagen Grenzen zwischen ihnen! Aber jetzt, jetzt kam es gar deutlich zum Ausbruch, was diese Grenze war. Jenseits der rotweißen Tafel war Krieg, war Grauen und Angst, liefen ängstliche, flüchtende Frauen über die Landstraße, hangten alle für ihr Eigentum und ihr Leben. Hier war Ruhe und Sicherheit, bloß weil zufällig der rotweiße Grenzpfahl eine halbe Stunde vor dem Steinberg stand und nicht hundert oder zehn Meter hinter ihm. Wie merkwürdig das war! — Aber wer setzte denn dort unten daher? Wahrhaftig der Nachtwächter von Aubevessin Was der nur wollte? Einmal sicher einen Schnaps. Den stellte sie inzwischen bereit, und sie durfte das Gläslein noch zweimal füllen, bis der Humpelbein sich verschnauft und herausgebracht hatte, daß morgens zehn Uhr sämtliche Pferde von Aubevessin auf den Gemeindeflah zu führen seien, wo sie tauglichenfalls sofort militärisch eingezogen würden. Der Alte stimmte dann ein großes Jammerlied an, was das für ein Unglück sei, just jetzt die Pferde abgeben zu müssen, wo man sie am besten brauchen könnte. Die bewegliche Klage machte Agathe Angst, wie die Mutter wohl die neue Hiobsbotschaft aufnehmen würde; aber darüber fiel ihr plötzlich ein, daß sie eigentlich eine rechte Gans sei, sie hätte doch dem Koballeriewachtmeister ein Glas Wein anbieten sollen. Bei dem alten Schnapsler sei es ihr eingefallen, aber bei dem jungen strammen Unteroffizier nicht!

Als es dämmerte, schwankte ein großes Fuder Heu von der Moosegg her auf den Steinberg zu. Agathe stand eben unter der Stalltüre, als es ankam. Ihr Blick blieb an der heranschreitenden Mutter haften. Ging sie nicht ein klein bißchen gebückter als sonst?

„Wer hat das Heu auf den Wagen gereicht?“ frug sie Joggi, der stolz das Leitseil führend an ihr vorüberschritt. „Die Meisterin,“ sagte er. „Darum,“ machte Agathe vor sich hin schwer schritt die Hubacherin die Treppe hinauf und ließ sich gleich am Rükchentisch nieder, der schon gedeckt war. Wenn das „Mannsvolk“ nicht da war, machte man keine Umstände und aß in der Küche. Agathe getraute sich nicht, mit ihren Neugierigkeiten herauszurücken. Nach dem Essen ging die Hubacherin einen Augenblick zu der Wächnerin. Aber gleich nachher trat Agathe unter die Türe und meldete: einen Haufen Soldaten kämen auf den Steinberg zu, die jedenfalls Quartier wollten. Es sei schon heute nachmittag einer da gewesen, der danach gefragt habe. „Sind's Deutsche?“ frug die Alte. „Schweizer,“ sagte die Tochter. Die Hubacherin warf Agathe einen unfreundlichen Blick zu: „Aber sie reden deutsch?“ „Nein welsch.“ Die Hubacherin trat in die Stube hinaus.

„Ich will kein welsches Paß in meinem Haus!“ sagte sie hart, und steckte die Pfeife an.

„Mutter, es ist Krieg! Und gestern hast du auch nicht gefragt, ob die Fremde eine Deutsche sei, und's war doch eine wirkliche Französin!“

„Ah bah,“ schnitt die Alte der Jungen das Wort ab und trat auf die Steintreppe vor dem Hause. Eben betraten etwa zwanzig Reiter, die Pferde am Zaum führend, den Hofraum Als sie die Alte die Pfeife im Munde, gewahr wurden, lachten sie. Ein Unteroffizier trat auf die Hubacherin und meldete, daß sie hier Quartier beziehen müßten. Die Hubacherin zuckte die Achseln. „Wenn Ihr müßt“ und schritt ihm voran in die Scheune. Wortlos ließ sie es geschehen, daß der eben eingebrachte Heuwagen wieder herausgefahren wurde, schickte Joggi mit einem Soldaten auf den Heuboden, um Stroh zu reichen und betrachtete mit kritischem Blick die Pferde, die in die Scheune geführt wurden. Als ein Soldat ein ungebärdiges Tier heftig am Zaume riß, tupfte sie auf die Schultern: „So verderbt ihr den Gaul.“

Später kamen noch ein Offizier und der Wachtmeister angeritten, der Quartier gemacht hatte. „Es tut mir leid, gute Frau, aber wir müssen hier wenigstens ein Zimmer in Anspruch nehmen.“ Die Alte zuckte die Achseln und befahl dem mit dem vollen Milchkübel aus dem Stall kommenden Züß, Martis Zimmer zu rüsten. „Und ihr Wachtmeister?“ frug die Hubacherin. „Oh, ich krieche schon irgendwo unter!“ „Unfinn, Kammern genug.“ Sie ging in das Zimmer der Wächnerin, hüllte sie in die Wolldecke und trug sie, als wäre sie ein Kind, in ihr eigenes Bett.

Agathli stieg alles Blut in den Kopf, als es arglos in die Stube tretend den Wachtmeister erblickte, wie er sich beim Lampenlicht neben einem Offizier über eine Landkarte beugte. Gleich darauf schlug er die Abfäße zusammen, stand stramm wie eine Eiche, sagte „Zu Befehl, Herr Leutnant“, machte rechtsumkehrt und ging an ihr vorbei, als ob sie überhaupt nicht da wäre. Zum Gangfenster hinaus hörte sie dann, wie er ein paar Soldaten anrief und ihnen Befehle gab, die Straße bis zum Grenzwirtshaus in langsamem Trab abzureiten und auf jeden fremden Soldaten, sei er Deutscher oder Franzose, nach dem ersten Anruf zu schießen.

War das jetzt ein Leben bei ihnen auf dem Steinberg, auf dem sonst alles, seit Agathe sich denken konnte, in der gleichen Ruhe und Lautlosigkeit hingegangen war! Seit gestern hatte es mehr erlebt, als in Jahren vorher. Schneidig machte der Wachtmeister seine Sache. Sicher. He aber, ihr Kind! Das war doch viel wichtiger, als so ein Soldat. Jetzt war ja dann auch die Stunde, da es nach der Mutter Rat zum erstenmal etwas zu trinken bekommen würde. Und eilends verschwand Agathe in der Küche.

Eine sternklare Nacht hatte sich am Himmel ausgespannt. Einige wenige langgestreckte Wellenwolken brannten noch im Westen. Stark und schwer duftete das Heu aus der Scheune und von dem hochgeladenen Wagen. An der Halde hinter dem Steinberg saßen die Soldaten und schauten über das Land hinaus, aus dem in dunklen Schatten Hügelzüge und Wälder herausstraten. — Was ist denn das? Alle spähten gespannt in die Ferne. Ein breiter Lichtschein glitt an fernen Höhen hin. Gleich war er wieder weg. Ein Scheinwerfer! Auch in noch weiterer Entfernung sah man manchmal einen Lichtschein aufzucken. Dort unten standen sich die Feinde gegenüber. Dort war der Krieg! Alle sprachen eifrig durcheinander und tauschten lebhaft Vermutungen aus. Da trat einer heran: „Wißt Ihr es schon: Frankreich hat



der Schweiz ein Ultimatum gestellt.“ Einige lachten, andere schrien zornig: „das ist ja Unsinn.“ Aber er, der die Meldung gebracht hatte, erklärte, daß er soeben von einem Patrouillenritt zurückgekehrt sei; er sei mit einem von der Division, die rechts neben ihnen stehe, zusammengetroffen. Von dem habe er's und ihnen hätten's die Offiziere erklärt. Nun wurde es still unter den Männern. Schweigend starrten sie in die Nacht hinaus. Der eine und andere drehte besonnen an einem Uniformknopf, der eine und andere vergaß an seiner Pfeife oder seine Zigarre zu ziehen. Nun war es ernst, bitter ernst! Sie, die da zuvorderst standen, kamen zuerst dran. Morgen hieß wohl: über die Grenze. Selbstverständlich; das war das einzig Richtige. Wer kam wieder zurück? Da ertönte die Trompete: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod“ schmetterte ihr Kamerad in die Dunkelheit. Sie kannten alle, wenn nicht die Worte, so doch den Inhalt des schwermütig frohen, deutschen Reiterliedes. In der Ferne blitzte wieder ab und zu ein Licht auf. Da unten dehnte sich das Land weit, weit bis ans Meer. Eine gewaltige militärische Macht besaß jenes weite Land, und dagegen sollten sie mit ihrem kleinen Heer ankämpfen? Aber einer wie der andere biß die Zähne zusammen und frug im stillen in aufbäumendem Trotz: warum nicht, wenn's sein muß?!

Wer an dem Tag, anfangs August, da jenes törichte Gerücht, von dem man bis zum heutigen Tage nicht weiß, wie es entstanden ist, durch unser Volk ging, bei unsern Truppen weilte, der weiß, daß es vielleicht nie eine ernstere Stunde während der langen Grenzbesetzung gegeben hat als jene; dabei war die Ungewißheit peinlicher, als die grausamste Tatsache.

Als das Lied verklungen war, war die Zeit zum „Richterlöschchen“ gekommen und still machten sich die Männer in das Stroh. Für manchen kam der Schlaf heute spät; für einige just dann, als sie eben wieder zum Patrouillenritt auf mußten.

Das Trompetenblasen hatte die Hubacherin auf die Laube hinter der Küche gezogen. Dort stand sie, bis das Lied, das man in ihrer Heimat viel gesungen hatte, zu Ende war, und es mochte wohl sein, daß sie sich dabei in ihrer Kindheit erinnerte. Aber als sie wieder in die Küche trat, hörte sie Züßi schluchzen. Das Lied hatte wieder all ihr Herzeleid aufgewühlt. Da legte die Steinhauer Marie ihre Rechte auf Züßis Scheitel und sagte: „Nicht jede Kugel trifft. Raum eine unter tausend!“ Und der Ton ihrer Stimme war fast so gültig, wie wenn sie betete. Hastig griff Züßi nach der Alten Hand, die sie ihr eine Zeitlang überließ, bis Joggi hereinstürmte, der, die Worte überstürzend, mühsam herausbrachte, daß es nun auch Krieg in der Schweiz gebe. Die Soldaten hätten es ihm gesagt. Aber die Hubacherin fiel ihm mit ihrem alten, rauhen Ton in die Rede: „Was kommen muß, kommt!“ Joggi schlich sich wieder hinaus. Agathe, die herzugekommen war, hielt den Augenblick für angebracht, auf den Befehl des Nachwächters wegen den Pferden vorzubringen. Aber die Mutter gab ihr gar keine Antwort.

Am folgenden Nachmittage zerrte die Hubacherin, einen Strick über die Schulter gelegt, einen hoch mit Heu beladenen Zweiräderkarren gegen den Steinhof hinaus. Als der Feldweg die Straße erreichte, kam eben Joggi daher, der am Morgen mit den Pferden nach Aubevestin gegangen war. Jedem hatte die Alte einen Zucker gereicht, ehe sie aus der Stalltüre getreten waren, und hatte ihnen die Hälse gestreichelt. Betrübt war Joggi davongegangen; aber jetzt

ließ er den Mund hängen, daß man ihn beinahe mit dem Fuß hätte abschleppen können.

„Alle beide haben sie genommen,“ sagte Joggi beinahe weinend.

„Das will ich hoffen, hab doch nicht solche Klepper!“ entgegnete die Hubacherin, und legte sich in den Strick.

Joggi schob nach. Die Meisterin war seiner Meinung nach nicht ganz recht im Kopf. Zufällig war er an der Küche vorbeigekommen, als sie vor drei Tagen zu Marti gesagt hatte: „Die Pferde nehmen? Das gibt's nicht. Die Söhne, wenn's ihnen zu Hause nicht mehr gefällt, meinestwegen. Aber die Pferde? Nein!“ So hatte sie vor drei Tagen geschimpft und heute sagte sie: „Hoffentlich haben sie sie genommen!“ Oder war das deshalb weil sie einsah, daß es jetzt ernst galt? Was war denn das? „Bumm,“ machte es, und jetzt wieder „Bumm, bumm, bumm“ ohne Aufhören. Ah, sie schossen mit Kanonen, drüben über der Grenze! Teufel, wenn man da auch mit könnte in den Krieg! Aber hier war er jetzt wichtiger. He! Das einzige Mannsvolk auf dem Steinberg! Freilich, die Kasse hatte man ihm jetzt genommen! Das wäre seine größte Freude gewesen, zwei so schöne Pferde ganz allein zu besorgen. Wie die schossen! Herrgott, man hätte gleich hinrennen mögen!

Als sie den Steinberg erreichten, ging just der Wachtmeister an der Scheune vorüber. Erstaunt sah er den Wagenzug; er redete die Frau an, aber sie gab ihm keine Antwort. Am Brunnen traf er Agathe, die Gemüse wusch. Er erkundigte sich, ob noch viel Heu einzubringen sei, und ob sie nicht die Hilfe eines Nachbarn in Anspruch nehmen könnten. Agathe meinte, daß kein Nachbar sich ihnen anbieten und die Mutter keinen bitten werde.

„Warum, weil es Welsche sind?“ frug er zurück.

Agathe schwieg.

„Ja, ja,“ fuhr er fort, sich an den Brunnenstock lehrend. „Sie mag die Welschen nicht, das hab ich schon gemerkt.“

„Und die Welschen mögen die Deutschen nicht,“ entgegnete Agathe.

„Das kommt darauf an,“ lächelte der Wachtmeister.

„Auf was?“

„Ob es sich um Neußerlichkeiten und Alltägliches handle oder nicht. Da stoßen Welsch und Deutsch sich gerne, reiben sich aneinander und halten sich beide für die besseren, tüchtigeren Menschen. Wenn es aber wirklich ernst gilt, ist das alles vergessen, dann wissen sie, daß, was zusammengehört, nicht an Nebendingen Anstoß nehmen darf.“

„Sind Sie so sicher?“

„Gewiß, weil ich es erlebt habe. Wie gestern diese hirnerbrannte Nachricht — die heute früh glücklicherweise berichtigt worden ist — zu uns kam, Frankreich wolle uns in den Krieg verwickeln, hat kein einziger von uns mehr gewußt, daß es Deutsche und Welsche in unserm Land gibt; da gab es nur noch Schweizer. Es braucht also immer nur wirklichen Ernst, und Deutsch und Welsch verstehen sich trefflich. Was meinen Sie?“

Agathe fühlte, daß hinter dem allgemeinen Sinn seiner Worte noch ein persönlicher stecke, sie entgegnete etwas spitz: „Das mag beim großen Haufen zutreffen, aber nicht beim einzelnen.“

„Und doch hängt alles vom einzelnen ab,“ fuhr er fort. „Und dann ist es doch sehr wahrscheinlich, daß der einzelne den Einzelnen besser versteht, als der Haufe den Haufen, oder nicht?“



Aber sie stemmte die Salatgabel in die Hüfte, nahm mit der andern Hand den Kessel auf und sagte: „Vielleicht!“ ein feines Rot über den Wangen. Der Wachtmeister sah ihr mit Wohlgefallen nach, wie sie dem Haus zuschritt. Als sie verschwunden war, schlenderte er den gleichen Weg. Im Stall traf er auf Foggi. Ob noch viel Heu am Boden liege, fragte er ihn. Vielleicht zwei Fuder. Er, Foggi, solle sich am Nachmittag bereithalten, sie würden wahrscheinlich einen Wagen hinüberstellen. Er müsse den Weg zeigen. Der Wachtmeister besprach die Sache mit dem Offizier, der war einverstanden.

Die Hubacherin machte große Augen, als am Nachmittag der Bub statt mit dem Handkarren mit zwei Pferden, die ein Soldat lenkte, und zwei leeren Heuwagen daherkam. Aber sie ließ nicht ab von ihrer Arbeit, sondern bedeutete, weiter reichend, Foggi solle dem Soldat zwei Gläser Most einschenken. Als der Abend hereinbrach, holten zwei Soldaten mit vier Pferden die vollen Wagen heim. Wo der Weg gegen den Steinberg abzweigte, hatten die Heuwagen die „Gulaschkanne“ zu passieren, die, eine Dampfwolke aus dem großen Kessel aussendend, auf der Straße stand und mit ihrem einen Glutauge in den Abend schielte. Ein weißgeschürzter, hemdärmeliger Soldat, das Gewehr quer über den Leib gehängt, stand auf der Radachse und schöpfte Suppe in einen Kessel für den Posten auf dem Steinberg. Gleich darauf raffelte der Küchenwagen weiter. Lang noch sah man das Glutauge. Die Hubacherin hatte dem Suppenshöpfer zugeesehen. Wie sie nach Hause kam, befahl sie Züsi, einige Stücke Geräuchertes aus dem Kamin zu holen und es den Soldaten zu bringen. Boz tausend, wie das schmeckte! Und die Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, nach dem Essen die beiden Heuwagen abzuladen. Tatsächlich, es war eine lustige Unterhaltung, trotzdem die Kavalleristen einen schweren Tag hinter sich hatten. Eine Menge junger Bäume waren gefällt und mußten noch gefällt werden; Verhaue waren zu errichten, wo immer man annehmen konnte, daß gegebenenfalls ein Feind einbrechen konnte. Neben dieser Arbeit die unablässigen Patrouillenritte!

Gleich nach Mutters Heimkehr hatte Agathe den Weg nach Laine unter die Füße genommen; sie mußten morgen oder übermorgen backen und hatten keine Preßhese mehr. Agathe schlug den nähern Feldweg ein und hatte in einer kurzen halben Stunde das Dorf an seinem obern Ende erreicht und dort rasch ihre Einkäufe besorgt. Da inzwischen aber die Dämmerung vorgeschritten war, beschloß sie, für den Rückweg die Landstraße zu wählen. Sie mußte das Dorf durchschreiten. Die Gasse wimmelte von Soldaten. Zu drei, vier und fünf bummelten sie die Dorfstraße hinunter, Pfeifen oder Stumpfen rauchend, lebhaft erzählend und politisierend; andere jodelnd oder singend. Der eine und andere grüßte Agathe traulich — allzu vertraulich, oder rief ihr ein Scherzwort zu. Sie wußte nicht recht, wie sie sich benehmen sollte. Die Aufmerksamkeit, die sie erregte, war ihr nicht durchaus unangenehm, dafür war sie zu sehr Weib, auf der andern Seite war es doch wieder ein bißchen peinlich; so verdoppelte sie denn ihre kleinen Schritte, von denen drei auf einen ihrer Mutter gingen.

Einige tausend Meter hinter Laine kommt die Landstraße an einem schmalen Streifen an Hochwald vorbei. Gleich dahinter geht der Blick weit hinaus ins Elsaß. Ueberrascht blieb hier Agathe stehen. In weiter Ferne sah man einen großen roten Feuerschein. Sie war unwillkürlich ein wenig in die

Wiese hineingeschritten und beachtete kaum das Getrabe eines Pferdes hinter ihr, bis plötzlich eine Stimme sagte: „Ach, Sie sind es?“

Es war der Wachtmeister. Sie erröthete ein wenig und fragte statt einer Antwort: „Was brennt wohl dort?“

Er zuckte die Achseln. „Wenn es Sie interessiert, kommen Sie.“ Er stieg vom Pferde und ging neben ihr her, den Gaul am Zaume führend. Einige hundert Meter von ihnen hoben sich eine Anzahl Soldaten in schwarzen Umrissen vom dämmergrauen Himmel ab. Wie es sich herausstellte, waren es Offiziere, die über einen Schützengraben standen und mit Ferngläsern in der Richtung des Feuers ausschauten. Etwas tiefer lagen und standen Jüstliere herum, die ebenfalls gespannt nach dem fernen Feuer ausspähten. Unter den Offizieren befand sich auch der, der im Steinberg Quartier bezogen hatte. Der Wachtmeister meldete sich bei ihm, worauf dieser Agathe seinen Kameraden als seine lebenswürdige Wirtin vorstellte. Kurze Verbeugungen der Herren und die Beobachtungen der Ferne wurden wieder aufgenommen. Plötzlich meldete sich ein Soldat bei einem der Offiziere:

„Herr Major, darf ich fragen, ist es sicher Mühlhausen, das dort brennt?“

„Zweifellos. Warum?“

„Dann muß ich fort!“

„Sie müssen fort?“

„Vor zwei Tagen bin ich von Mühlhausen abgereist, um in mein Bataillon einzurücken. Ich habe meine Frau und zwei Kinder zurückgelassen. Ein drittes ist drei Tage vor meiner Abreise zur Welt gekommen, und jetzt . . .“

„Ah . . .“ sagte der Major mit tiefem Bedauern, streckte dem Soldaten die Hand entgegen und trat mit ihm auf die Seite.

Agathe waren Tränen in die Augen gestiegen, und still ging sie davon. Nach einiger Zeit holte sie der Wachtmeister wieder ein, der noch immer sein Pferd am Zaume führte. Sie redeten kein Wort; als sie aber die Straße wieder erreichten, sahen sie noch einmal zurück. Zwei dunkle Gestalten schritten im Felde auf und nieder. Wohl der Unglückliche und sein Major, der ihn zu trösten und aufzurichten suchte.

„Er wird wohl nicht nach Hause dürfen?“ fragte Agathe

„Ausgeschlossen,“ entgegnete der Wachtmeister.

Dann sprachen sie wieder lange kein Wort. Schließlich sagte er: „Es ist jetzt so viel Leid und Not in der Welt, daß die, die es vermöchten, wohl Gutes tun sollten.“

„Wenn sie es vermögen, gewiß,“ gab Agathe kühl zurück.

„Und wenn sie sicher sind, daß die Güte nicht mißbraucht wird,“ fügte sie etwas milder hinzu.

„Glauben Sie, daß ich dazu fähig wäre?“ fragte er herauspläzchend.

„Wer spricht denn von uns und wie könnte ich Ihre Frage beantworten? Ich kenne Sie doch nicht.“

„Aber ich kenne Sie. Ich habe Sie bei der Arbeit gesehen; habe gesehen, wie Sie den kleinen Kindlein warteten.“

„Und daraus wollen Sie mich kennen?“ lachte sie.

„Ja,“ sagte er sehr bestimmt, „die Frau, die eine Treppe wischen oder überhaupt eine sogenannte niedere Arbeit besorgen kann mit herzlichem Frohmut, daß sie dabei singen mag, der nichts, was im Hause zu tun ist, zu gering ist, daß es nicht mit Liebe getan sein will, wer ein Kindlein aus den Windeln hebt, mit einem Leuchten in den Augen, wie Sie es heute morgen hatten, der besitzt die innerliche Tüchtigkeit, die zu einem ganzen Weibe notwendig ist. Im übrigen, mein Fräulein, kommt es sowohl beim Mann, als bei der



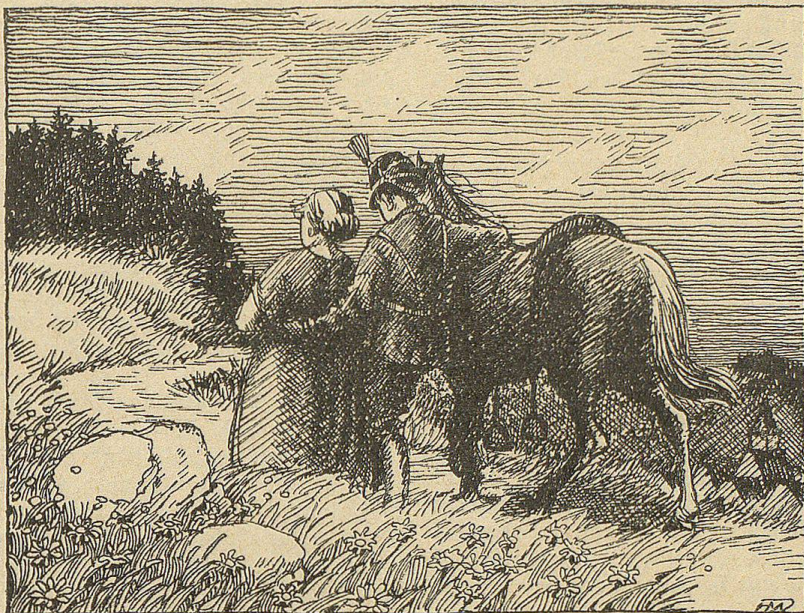
Frau nicht so sehr darauf an, was man im Augenblick ist, als vielmehr darauf, was man werden will. Denn alles, was ist, hat, soviel ich bis jetzt erfahren habe, seine Mängel, daß aber ein vollendetes daraus werden kann, ist die Lebenskraft von allem."

So ruhig der Wachtmeister gesprochen hatte, so war doch unverkennbar, daß bei den klugen Sätzen nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz beteiligt war. Agathe suchte lange vergeblich nach einer Antwort. Die Sache war ihr zu gescheit. So schritten sie denn schweigend weiter. Erst als sie den Steinberg schon erreicht hatten, dünkte es sie, sie dürften nicht so ernst auseinandergehen, und scherzend meinte sie, sie habe gar nichts dagegen, auch an ihm so viele gute Eigenschaften zu entdecken, wie er an ihr. Bis jetzt sei sie so viel gewahr geworden, daß er trefflich die Absätze zusammenschlagen könne, was jedenfalls auf einen ausgezeichneten Soldaten schließen lasse. Ein helles Lachen, das sie dieser kleinen Stichelei nachsandte, war wohl mehr als geeignet, die kleine Wunde, die sie möglicherweise gestochen hatte, wieder zu heilen.

Aber dieses Lachen war nicht sehr vorständig, denn es machte die Hubacherin, die auf dem Hof stand, auf die Ankommenenden aufmerksam und während sie vor Agathe ins Haus schritt, schimpfte sie mit ihrer Pfeife, wie es das Töchterlein schon lange nicht mehr gehört hatte. In der Küche aber schnauzte sie: „Wenn du einen rechten Schuh voll herausnehmen willst, dann laß dich mit so einem welschen geschmiggelten Kerl ein. Siehst dann bald, daß du auf der Straße bist!“ Aber damit ließ es die Mutter nicht bewenden. Sie beobachtete in den nächsten Tagen ihre Tochter wie ein Sperber, gab dem Wachtmeister keinen Gruß zurück und hatte nichts als rauhaufige Worte oder eiskaltes Schweigen für Agathe. Das war nicht das Gescheiteste, was die Alte tun konnte. Sie machte dem erst leise angezettelten Gewebe zwischen den beiden kein Ende; im Gegenteil, ihre Härte und Kälte gab vielmehr den Einschlag dazu, denn erst jetzt gestand sich Agathe offen ein, daß eigentlich aus der Sache etwas werden könnte, daß es in Wirklichkeit kein Heim habe und es für sie gar kein so unerträgliches Mißgeschick wäre, von der rauhen Alten wegzukommen. Denn, wie gesagt, Agathe glich in der Verehrung der Mutter ihren Brüdern nicht. Einmal war es eine Frau, und als solche schätzte es die Lebensart der Hubacherin nicht derart hoch ein, wie es die Brüder taten; zum andern war es schon immer gern seine eigenen Wege gegangen, und das hatte auch immer hinter dem Rücken der Mutter geschehen müssen. So ergab es sich

denn, daß in den nächsten drei Wochen auf dem Steinberg ein feines, stilles Blümchen „Hab mich lieb“ ins Kraut schoß, das freilich um so heimlicher blühen mußte, als es nicht nur vor der Mutter, sondern auch vor den Soldaten und allen andern verborgen bleiben sollte. Indessen munkelte der und jener auf dem Steinberg vor dem düstigen Ding, und auch die Alte bekam davon weit mehr, als ihr lieb war, in die Nase. Die Folge davon war die gleiche, wie seiner Zeit bei den Streichen Melchior's: Die Tochter existiere einfach nicht mehr für sie. Sie weckte sie am Morgen nicht; wenn sie den Tisch bedeckte, war kein Besteck für Agathe da.

Fragen, die Agathe tat, waren in die leere Luft gesprochen. Agathe litt unter der Härte der Mutter und ohne daß sie bei ihm ein Wort darüber verrät, litt auch ihr Freund dar-



unter. Wie eine heimliche Erlösung wirkte es denn auch auf alle drei, als der Befehl kam, die Kavallerieschwadron, von der eine Abtheilung im Steinberg lag, werde von morgen ab anderswo verwendet. Die bevorstehende Trennung machte das Wort des Wachtmeisters wahr: Es braucht nur ein wirklicher Ernst und was zusammengehört, läßt sich nicht durch Nebenumstände auseinander bringen. Agathe und ihr Freund fanden sich heimlich zu-

sammen, gestanden sich zum erstenmal in Worten ihre Liebe und gelobten sich Treue, was auch kommen möge.

Am folgenden Morgen ritten die Kavalleristen ab. Alle legten die Hand an die Mützen und riefen der auf der Treppe stehenden Hubacherin zu: „Auf Wiedersehen!“ Vielleicht haben Soldaten nie achtungs-, ja ehrfurchtsvoller eine alte Bäuerin begrüßt als die, die eben jetzt vom Steinberg ritten. Die ersten Tage war sie und ihre Pfeife der ausgiebige Gegenstand ihrer Witze gewesen. Nachdem sie aber einige bei der Arbeit gesehen hatten, nachdem sie ihre immer gleichbleibende Güte, mit der sie wortlos, nie durch sich selber, sondern immer durch die Dienstboten oder, wenn es nicht anders ging, durch Agathe aushalf, wo es einer Frauenhand oder eines Haushaltes bedurfte, als sie beobachtet hatten, wie sie lange vor Sonnenaufgang bis tief in die Nacht unablässig auf den Beinen und keine Anstrengung für sie zu schwer war, hatten die Witze ganz von selber aufgehört, und gern und oft, wenn immer es der Dienst erlaubte, hatten sie Rechen, Gabel oder Sense in die Hand genommen und in dem männerlosen Bauerngewerbe nachgeholfen, soviel in ihrer Macht stand. Sie hatten im ganzen genommen schöne Tage verlebt auf dem Steinberg und dafür dankten sie nun. Auch die Hubacherin sah die welschen Soldaten freundlicher scheiden, als sie sie begrüßt hatte. Sie waren



durchaus nicht so schlimm, wie sie sich gedacht. Bis auf einen. Und der grüßte nun mit winkender Hand zum Fenster empor. Aber das hörte nun jetzt auf. Daß sie das auch noch hatte erleben müssen. Gerade jetzt, zu all dem andern! Sie fühlte sich doch in den letzten Zeiten manchmal recht müde. Es war ja alles gut gegangen bisher. Mit den Feldarbeiten war sie beinahe so weit wie andere Jahre. Das tagtägliche Schießen über der Grenze, das man überhaupt nicht mehr achtete, hatte ihrem Weizen nichts geschadet. Freilich, froh war sie doch, wenn es jetzt dann ein bißchen Ruhe gab. Mit dem Gedanken trat sie in die Stube. Dort stand das Agathli noch immer am Fenster, unbeweglich wie eine Säule, und drehte ihr den Rücken zu. Die Alte hustete. Umsonst. Sie klopfte an die Pseife. Umsonst. Da trat sie auf die Tochter zu und riß sie am Arm herum: „Du Grasaff.“ schalt sie. Agathe taumelte und sank weinend über den Tisch. Die Zornfurche auf der Stirn der Hubacherin schwoll höher und höher. „Schlag dir den Windhund aus dem Kopf!“ schrie sie. Agathe schluchzte laut auf. „Sag, daß du es willst!“ Keine Antwort.

Da packten die beiden alten, harten Fäuste der Hubacherin das Mädchen an den Schultern und schüttelten es: „Sag's!“ zischte sie. Plötzlich sprang Agathe auf, stand stolz und grad vor der Mutter, sah ihr scharf in die Augen und schrie: „Nie!“ Dann wandte sie sich ab und schritt in ihre Kammer.

Verblüfft sah ihr die Hubacherin nach. Mit einem Male fiel der Zorn von ihr ab und müde und gebrochen setzte sie sich auf die Tischbank, auf der vor einem Augenblick ihre Tochter schluchzend gesessen hatte.

Agathe ließ sich den ganzen Tag nicht mehr sehen. Am andern Morgen war sie verschwunden.

Als Züsi der Meisterin berichtete, was wohl mit Agathe sei, es habe ihr Bett unberührt gefunden, tat die Hubacherin dergleichen, als wollte sie achlos weiter rauchen. Aber mit einem Male machte sie einen merkwürdig taumelnden Schritt vorwärts. Doch ein Ruck und sie stand wieder wie früher. So ging sie in die Stube. Später fand Züsi sie in Agathens Kammer. Mit beiden Fäusten die Bettstatt umspannt, stand sie da, und Träne um Träne rollte ihr über die verbrannten Backen. Was mußte diese Starke leiden, daß ihr die Tränen kamen! Weise ging Züsi auf die Alte zu, nahm ihre rauhe Rechte in beide Hände und sagte: „Mußt alles auf dich nehmen!“ Die Steinhauer Marie legte ihren Arm um Züsi, drückte es seitlings an sich, holte einmal tief Atem, fuhr sich mit beiden Faustballen über die Augen und sagte: „'s ist gut.“ Dann ging sie ihrer Arbeit nach.

Am folgenden Abend kam Marti wieder nach Hause. Ihr Bataillon war wieder entlassen worden, nachdem es ein paar Wochen im Land unten Brücken bewacht hatte. Marti war in heiterer, ja angeheiteter Stimmung. Man hatte die Entlassung gefeiert, die Waffenkameradschaft noch einmal recht von Herzen aufgefrischt und reichlich begossen. Zweimal hingte er das Gewehr neben den Nagel und hatte nennenswerte Mühe, bis er den Ring am Tornister gelöst hatte. Bisher hatte er noch keinen Menschen vom Steinberg gesehen. Aber jetzt kam das Züsi in die Stube. „He, grüß dich wohl,“ sagte er und streckte ihr die Hand hin, eine Herzlichkeit, die man im Steinberg nicht gewohnt war. Eilig wischte sich Züsi die Hand an der Schürze ab und gab sie ihm erstaunt und lächelnd.

„Da wären wir wieder, gelt? Wie geht's? Gut! So ist's

recht.“ Und lachend und lustig und die Hände reibend ging er in der Stube auf und ab.

„Wo ist die Mutter?“

„Auf dem Feld.“

„So, so? Weißt du was, Züsi, bring du mir einen Dreier vom Guten, heut wird sowieso nichts mehr geschafft!“

Ein wenig von Martins guter Laune angesteckt, eilte Züsi in den Keller, indessen er zwei Gläser vom Buffet nahm und sie auf den Tisch stellte. Mit langezogenem Strahl goß er ein und sagte: „Komm, tu mir Bescheid.“ Sie zierte sich. Da drängte er ihr das Glas in die Hand. „Nimm doch. — Auf frohe Heimkehr!“

Sie stieß mit ihm an und nippte ein wenig an dem Glas. Er stürzte seines in einem Zug hinunter. „Ah“ machte er, „'s ist doch ein guter Tropfen. Ja du, Züsi,“ fuhr er nach einer Weile fort, mit seltsam glänzenden Augen, „ja du, ich hab' dir's eigentlich schon lang sagen wollen: Ich mag dich ganz gern. Sicher ganz gern.“ Er haschte nach ihrer Hand und riß sie leidenschaftlich an sich. Sie wehrte sich wie verzweifelt. Lange rangen sie. „Tu doch nicht so,“ schrie er schließlich wütend, „hast ja den Franzosen auch eingelassen.“ Mit einem Ruck war sie frei. Stolz und hochaufgerichtet maß sie ihn vom Kopf zu den Füßen, schüttelte sich und machte: „Pfi!“ Dann ging sie.

Marti war plötzlich nüchtern geworden. Er ging in seine Kammer und wusch sich am ganzen Leib. In seinen Werktagkleidern trat er in die Küche wo er Züsi arbeiten hörte und frug in seinem alten barschen Ton: „Agathe ist bei der Mutter?“

Ruhig erzählte Züsi, daß Agathe seit gestern morgen heimlich aus dem Hause fort sei. Marti erschrak und drang darauf, die näheren Umstände zu wissen. Züsi wollte zuerst nicht heraus mit der Sprache. Schließlich aber erklärte es, daß Agathe Zuneigung zu einem bei ihnen einquartierten Soldaten gefaßt habe, daß die Mutter dagegen sei, daß es aber eine Zuneigung gäbe, von der allerdings gewisse Leute nichts verstünden, die sich aber über jedes Hindernis hinwegsetze.

Martis Haupt war schon lange auf die Brust gesunken. So stand er am Türpfosten und starrte vor sich hin.

Nun war es eingetroffen, was er hatte kommen sehen. Wieder war die Zwietracht in ihrem Hause und schlimmer als je. „Wie nimmt es die Mutter?“ frug er schließlich.

„Schwer, sehr schwer,“ sagte Züsi, „und wenn ich ihr auch nicht viel war, etwas war ich ihr doch, und wenn sie mich nun gerade jetzt verliert . . .“

„Dich?“

„Nach dem, was vorhin . . .“

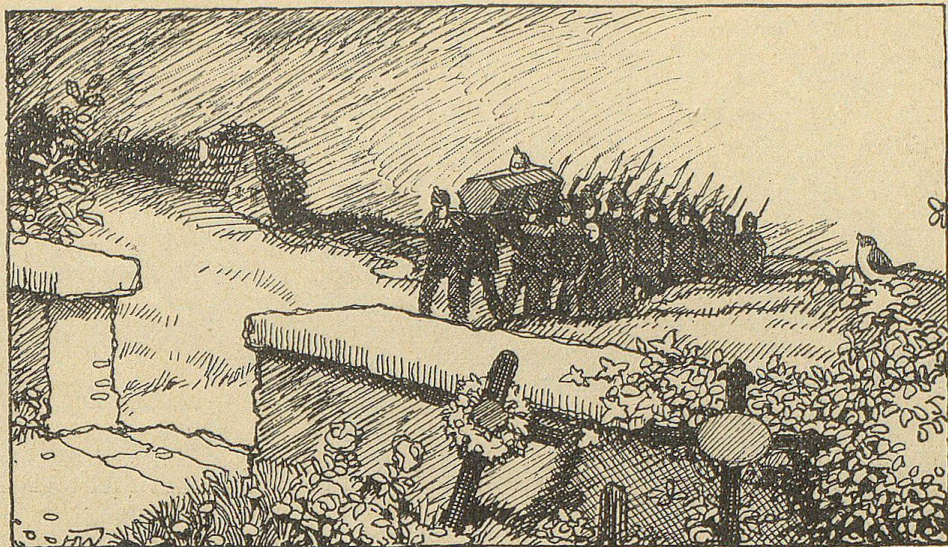
„Züsi!“ Er fuhr auf. Zwei-, dreimal durchschritt er die Küche, dann sagte er: „Es ist nichts geschehen und wird nie mehr geschehen. Was ich sagte war häßlich. Ich denk' nicht so. Ich habe euch damals zugehört. Ich konnte nicht schlafen. Ich sagte damals und sage jetzt: Es ist recht, was du getan hast. Wie soll die Liebe versagen? Was der ungewohnt viele Wein aus mir machte, darfst du mir nicht anrechnen.“ Er hielt ihr die Hand hin. Sie nahm sie an und er ging hinaus.

Als er aus dem Stall zurückgekehrt eine Weile in trüben Gedanken auf der Hansbank gesessen hatte, kam eine Frau auf den Steinberg zu. War das seine Mutter? So tief gebeugt? Er mußte sich erheben und ihr entgegengehen. „So, bist du wieder da,“ sagte sie und weiter nichts.

Wochen gingen vorüber. Anderes Militär war auf den Steinberg gekommen und wieder abgezogen. Drüben im



Sundgau schossen sie immer noch, Tag für Tag. Manchmal kamen Flüchtlinge oder Wanderer, die erzählten, wie elend es drüben hergehe, der Bevölkerung wäre es nachgerade gleichgültig, ob sie Deutsche oder Franzosen seien, wenn sie nur wieder ruhig schlafen könnten! Nur die Schmuggler trieben ihr Handwerk wie in Friedenszeiten, und einer von ihnen brachte in die „Epicerie“ unterm Steinberg die Nachricht, daß Josef, der früher dort Magasinier gewesen, in einem französischen Lazarett liege. Diese Neuigkeit hellte die Stimmung im Steinberg nicht auf: denn nun wurde



auch Züsi wieder verzagt, wie in den ersten Tagen des Krieges Bleich und lustlos schlich sie einher und viele Male beobachtete sie Marti und ein tiefes Mitleid ergriff ihn. Die Hubacherin aber ging jeden Tag ihrer Feldarbeit nach, schweigend wie immer, aber ein klein wenig langsamer. Das rechte Bein mußte sie beim Gehen etwas nachziehen. Wenn sie auf einem Felde arbeitete, von dem man die Landstraße sah, konnte sie manchmal lange stehen und die Wegbiegungen hinunterblicken, und wenn es sich dann ereignete, daß der blaue Briefträger daherkam, so konnte sie den Foggi oder das Züsi ihm entgegenschicken, und wenn sie etwas von ihm erhielten, fingen ihre Hände an zu zittern, heftig hin und her. Rief aber dann das, was das Papier brachte: „Von Melchior!“ und immer nur „Von Melchior“, dann griff sie hastig zum Werkzeug. Aber erst lange, lange nachher stopfte sie wieder eine Pfeife.

Eines Nachts aber schrie sie gegen Mitternacht auf: „Marti! Marti!“ daß es durch das ganze Haus gellte. Marti sprang aus seinem Bett und rannte in seiner Mutter Kammer. Als er Licht angezündet hatte, sah er, daß sie ruhig im Bett lag. Sie fuhr sich über die Augen und frug schlaftrunken: „Was ist?“

„Du hast mich gerufen!“

„Ich . . . ? Ja, richtig, es ist etwas geschehen!“

„Was denn?“

„Ich weiß es nicht. Geh nur.“

Am Morgen kam ein Telegramm: „An Frau Hubacher, Steinberg bei Aubevestin. Tief ergriffen müssen wir Ihnen mitteilen, daß Ihr braver Sohn, der zum Hauptmann vorgeschlagene Oberleutnant Melchior Hubacher heute gegen 12 Uhr nachts an einer Lungenentzündung unerwartet schnell gestorben ist.“

Die Mutter nahm es ruhiger, als Marti erwartet hatte. Sie ging sogar gegen Mittag auf die Bündte, um Runkelrüben einzuräumen; aber sie kehrte doch bald wieder zurück. Sie habe die Pfeife vergessen, entschuldigte sie sich bei Züsi. Da fiel das Mädchen in einen heftigen Weinkrampf. Starr, scheinbar gefühllos saß die Alte und sah den Zuckungen des jungen Körpers zu. Dann erhob sie sich und strich ihr über die Haare. „Sie sterben halt, man muß es ertragen, besser sterben als . . .“ Sie schwieg.

„Mein Schosel ist auch tot,“ stöhnte Züsi. „In der Epicerie ist ein Brief von seinem Unteroffizier, der ihn zu Grabe geleitete, eingetroffen.“

„Sag: in Gottes Namen, Kind, sag, in Gottes Namen.“

„Das kann ich nicht, das darf nicht Gottes Wille sein! Ich habe ja ein Kind!“

Da ließ die Alte die Hand von Züsis Schrittel. Langsam schwoh die Zornader auf ihrer Stirne. Mit ihren rauhen Fäusten griff sie nach den Schultern des Mädchens, aber mit einem Male wurde die Zornfalte auf ihrer Stirne kleiner und kleiner und derselbe Griff, der die Weinende hätte schütteln sollen, wie er vor Wochen eine andere Weinende geschüttelt hatte, richtete nun eine Trostlose auf und zog sie an die Brust: „Armes Kind!“ sagte sie.

Marti, der bald nach der Ankunft des Telegramms abgereist war, brachte am folgenden Morgen den toten Bruder nach Hause. Eine Abteilung von Melchiors Zug schritt neben seinem Sarg. Am Mittag begleitete sie ihn auf den Friedhof nach Laine. Hinter dem Sarg schritten die Mutter, Marti, Züsi und Foggi; sonst war niemand da.

Als sie bald den Friedhof erreicht hatten, hörten sie ein Fuhrwerk hinter ihnen halten. Jemand stieg aus und folgte dem Leichenzug. Die Mutter zuckte zusammen, aber sie sah nicht um. Marti achtete es kaum. Als der Sarg in der Grube lag, sprach ein französischer Geistlicher und ein Offizier. Dann schossen die Soldaten ins Grab. Mutter Hubacher stand unbeweglich, die andern weinten, auch Marti schneuzte sich. Die Soldaten traten in Reih und Glied, präsentierten noch einmal das Gewehr, der Offizier drückte der Mutter und Marti nochmals mit sichtlicher Bewegung die Hand. Dann marschierten sie ab. Als sie den Friedhof verlassen hatten, faßte jemand von hinten die Hand der Hubacherin. Sie wandte sich ab. Da warf sich Agathe aufschluchzend vor ihr nieder.

Marti mußte schnell zufassen, sonst wäre die Mutter gestürzt. Sie ermannte sich rasch und sagte: „Nicht hier.“ Agathe erhob sich, und die Hubacherin ließ es geschehen, daß Agathe sie den ganzen Weg an der Hand führte. Marti schritt neben dem Wachtmeister, der sich ihm als Agathes Bräutigam vorgestellt hatte.

Wie Mutter und Tochter im Steinberg in die Stube





Bergfrieden. (Motto aus dem Engadin.)

traten, sagte die Hubacherin: „Du hättest allein kommen sollen.“

„Ich konnte nicht, Mutter, du mußt beiden verzeihen!“  
„Muß ich?“

„Ja, es kann nicht eines von uns mit deinem Unsegen herumgehen.“

„Gut.“

Sie führte ihren Bräutigam herein. Er bot der Alten die Hand. Sie nahm sie. Er wollte sich ergriffen zu ihr neigen.

„Ich mag das nicht. Es ist schon alles gut zwischen uns.“

„Ich danke Ihnen und nun muß ich gehen, mein Urlaub ist abgelaufen.“ Er drückte noch einmal ihre Hand, schlug die Absätze zusammen, grüßte und ging.

Am Abend saßen die beiden Geschwister beisammen und auf ihren Wunsch mußte auch Züsi dabei sein. Marti mußte ein Kapitel aus der Bibel lesen, aus dem Buch Hiob. Gesprochen wurde auch diesen Abend nicht viel; aber sie waren einander nahe wie nie. Nach zehn Uhr sagte die Mutter, sie habe noch mit Marti zu reden. Als sie allein waren, er-

zählte sie in kurzen Worten, wie es mit Züsi stehe. „Wäre Züsi nicht trotzdem eine Frau für dich,“ frug sie am Schluß.

„Ja, aber . . .“ flötete Marti.

„Also nein?“

„Doch, aber . . .“

„Kein „aber“, so wie sie ist, mußt du sie wollen, und ich glaube, sie ist nicht schlecht, der Fehltritt, wenn er einer war . . .“

„Aber will sie denn mich?“

„Das will ich dir morgen sagen. Gute Nacht.“

Am folgenden Morgen konnte die Hubacherin ihr rechtes Bein nicht mehr bewegen und, wie sich ergab, ihr linkes nur mühsam. Sie mußte im Bett bleiben. Am Abend ließ sie Marti rufen. Züsi stand bleich und ergriffen an ihrem Bett. „Sie sagt nicht nein!“ begrüßte sie Marti. Er gab ihr die Hand: „Ich danke dir!“ „Geh jetzt wieder,“ mahnte die Mutter, „und trag Sorge zu ihr!“

Acht Tage später starb die Steinhauer Marie. Sie liegt neben ihrem Sohn auf dem Friedhof von Laine. Die Gewehre der Soldaten hatten mit ihrer Ehrensalbe Melchior's und zugleich auch der Mutter letzte Ruhestätte geweiht.

